Miszellen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1951)**

Heft 5

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

und Folgen ist weit davon entfernt, abgeschlossen zu sein. Schon ein flüchtiger Blick in die letzten Jahrgänge des Bulletin de la Société de l'Histoire du Protestantisme français, das seit 1852 erscheint, überzeugt davon. Zu weitern Studien bietet nun die vorliegende Broschüre willkommene Handreichung. Der Verfasser, Nachfahre der aus dem Languedoc geflüchteten und in Pforzheim seßhaft gewordenen Familie La Coste, bemühte sich seit Jahren um hugenottische Familienforschung und die allgemeine Geschichte des französischen Protestantismus. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, die großen Archive zu erkunden, die Dokumente zur Geschichte des genannten Zeitraumes enthalten; Veröffentlichungen zusammenzustellen, die neue Ergebnisse vermitteln. Das Resultat liegt in diesem Heft von 23 Seiten vor, das den leider gekürzten zweiten Teil eines vor der Société suisse d'Etudes généalogiques gehaltenen Vortrages bietet. Der erste, einer kurzen Einleitung folgende Teil berichtet über die Bestände der Archive in Frankreich, der Schweiz, Deutschland und den Niederlanden, mit Standortnotizen und Hinweisen auf besonders zu Beachtendes, wie z. B. die Serie TT der Archives Nationales zu Paris, oder die reichhaltige, noch keineswegs ausgeschöpfte Collection Court der Bibliothèque universitaire et publique in Genf. Im zweiten Teil findet sich die Bibliographie in schöner Fülle, mit besonderer Ausführlichkeit schweizerischer Untersuchungen. Ein Hinweis auf die «Sociétés, Bibliothèques, Musées consacrés à l'histoire du protestantisme français» in Europa und USA. schließt den Ueberblick ab. — Wünschbar wäre die Weiterführung des Begonnenen, etwa im Sinne der bibliographischen Angaben des Buches von Samuel Mours «Le Protestantisme en Vivarais et en Velay» (1949).

Zürich. *Rudolf Pfister.*

Miszellen.

Die hebräischen und aramäischen Handschriften aus Palästina.

Von dem überraschenden Handschriftenfund in Palästina war in den letzten Jahren in der Tagespresse wie in wissenschaftlichen Blättern öfter zu lesen. Wenn in der ThZ erst jetzt darüber berichtet wird, so hat das den Vorteil, daß manche Fragen schon einigermaßen abgeklärt sind und man sich auf das Wesentliche konzentrieren kann. Für eingehendere Orien-

tierung und genauere Literaturangaben verweise ich auf die seit 1948 fortlaufende Berichterstattung in der Theol. Lit.-Ztg. durch Eißfeldt, Kahle, Kuhn, Meyer und Rost, auf meine zwei Berichte in der Theol. Rundschau 17 (1948/49) und 19 (1951) sowie auf die Schriften von A. Dupont-Sommer, Aperçus préliminaires sur les manuscrits de la Mer Morte (Paris 1950) und P. Kahle, Die hebräischen Handschriften aus der Höhle (Stuttgart 1951).

Früh im Frühling 1947 fanden Beduinenhirten in einer Höhle unweit des Toten Meeres Krüge mit Rollen hebräischer Handschriften. Ein Teil derselben wurde im Laufe jenes Sommers vom Metropolitan des syrisch-orthodoxen Klosters in der Altstadt von Jerusalem angekauft, der andere gegen Ende des Jahres von der Jüdischen Universität. Im Februar 1948 traten die Syrer mit den Gelehrten der «Amerikanischen Schule für Orientforschung» in Verbindung und überließen ihnen ihre Rollen zum Photographieren, schließlich auch zur Bearbeitung; sie befinden sich heute in den Vereinigten Staaten. Die anfänglichen elf Rollen reduzierten sich dann dadurch, daß sich verschiedene als zusammengehörig herausstellten, auf sieben. Eigentum der Syrer sind vier: ein vollständiger Jesajatext (JesA), eine Art Kommentar zu den beiden ersten Kapiteln des Propheten Habakuk, eine Art Ordensregel, alle drei in hebräischer Sprache; dazu ein aramäischer Text, dessen Inhalt erst an das Original des I. Henoch denken ließ; eher ist es das in altchristlichen Verzeichnissen apokrypher Schriften genannte Lamechbuch. Die drei erstgenannten Texte sind bereits von Millar Burrows in Photo und Umschrift in hebräische Drucktypen herausgegeben: The Dead Sea Scrolls of St. Mark's Monastery, Vol. I, The Isaiah Manuscript and the Habakkuk Commentary; Vol. II 2, The Manual of Discipline (New Haven 1950 und 1951); der vierte konnte wegen seiner schlechten Erhaltung noch nicht abgerollt werden und ist nur in seinen Eingangszeilen bekannt. Die Jüdische Universität besitzt einen unvollständigen Jesajatext (JesB), eine Sammlung von ca. 20 Dankliedern (Hodajoth) und eine nach den Eingangsworten als «Krieg der Söhne des Lichts und der Söhne der Finsternis» bezeichnete Schrift. Mit der Herausgabe ist der Archäologe der Universität, E. L. Sukenik, betraut, der in zwei Heften «Megilloth Genuzoth» (I 1948, II 1950, Jerusalem, hebräisch) erst einzelne Partien daraus vorgelegt hat. Alles in allem ist also ungefähr die Hälfte aller Texte veröffentlicht.

Erst nach Einstellung der Feindseligkeiten in Palästina um Neujahr 1949 wurde es möglich, nach der Höhle zu suchen. Gefunden wurde sie Anfang Februar von zwei Offizieren der Arabischen Legion, und zwar 2 km landeinwärts von der Nordwestecke des Toten Meeres, unweit von Chirbet Qumran, den Ruinen einer spätrömischen Siedelung; öfter wird sie — aber ungenau — nach einer weiter südlich gelegenen Quelle Ain Feschcha benannt. Vom 15. Februar bis 5. März wurde sie von L. Harding, dem Vorsteher des Altertümerdepartements in Amman, und vom Dominikaner P. de Vaux von der Ecole Biblique in Jerusalem untersucht und ausgeräumt. Ganze Rollen fanden sich nicht mehr, wohl aber in dem durch

heimliche Besucher vom November 1948 völlig aufgewühlten Boden Hunderte von Handschriftenfetzen, dazu Leinenfetzen von den Ueberzügen der Krüge und eine Menge Krugscherben. Etliche Fetzen gehören zu den obengenannten Rollen und bestätigen die Identität der Höhle und die wesentliche Richtigkeit dessen, was die Beduinen erzählten; andere enthalten Stücke aus Genesis, Leviticus, Deuteronomium, Richter, aus dem apokryphen Jubiläenbuch und aus unbekannten Schriften. Die Keramik ist abgesehen von den Resten einer Lampe und eines Kochtopfes aus römischer Zeit auffallend homogen und gehört der späthellenistischen Zeit an, d. h. dem 2. oder 1. Jahrh. v. Chr. Nach der Zahl der als Deckel dienenden Schalen müssen es mindestens 50 Krüge gewesen sein, von denen jeder drei oder mehr Rollen faßte: also eine richtige Bibliothek von 150—200 Rollen, die offenbar in Krieg oder Verfolgung hier versteckt wurde.

Auch wenn davon also nur sieben annähernd ganze Rollen und Fragmente von mindestens ebenso vielen weiteren erhalten sind, so ist es doch einer der größten literarischen Funde, die je gemacht wurden. Und an der Echtheit kann nicht gezweifelt werden. Schon die Zahl und die Vielgestalt der Rollen in bezug auf Schrift und Orthographie und Inhalt machen eine Fälschung höchst unwahrscheinlich, und die Auffindung der Höhle schließt sie vollends aus. Dagegen besteht in der Altersfrage noch keinerlei Einigung: die höchsten Ansätze gehen auf das 2. und 1. Jahrh. vor, die tiefsten auf das 8. und 11. Jahrh. n. Chr. Der Befund in der Höhle ist nicht eindeutig — soll für das Alter des Depots die überwiegend hellenistische oder die spärliche spätrömische Keramik entscheidend sein? —, spricht aber jedenfalls gegen jene Spätansätze. Und ein Vergleich mit der Geniza von Kairo, in der 1896/97 neben wenigen Resten von Pergamentrollen alles Pergament- und Papierkodizes gefunden wurden, hier dagegen vielleicht mit ein paar Ausnahmen ausschließlich Leder- und Papyrusrollen, ergibt etwa das 4. Jahrh. n. Chr. als allerunterste Grenze, während die Auffindung eines Lederfetzens mit syrischen Buchstaben, wenn sie sich bewahrheitet, vorchristliche Zeit ausschließt. Die Rollen selber können natürlich älter sein; aber auch mit der der Schrift nach ältesten (JesA) kommt man nicht wohl über das 2. Jahrh. v. Chr. zurück. Eine genaue paläographische Datierung wird durch das Fehlen ganz entsprechenden Vergleichsmaterials erschwert.

Zu einer Zeitbestimmung nach dem Inhalt lockt namentlich die Habakuk-Rolle, eine zeitgeschichtliche Ausdeutung des Textes: «das bedeutet...»; aber ihrem Verständnis steht die wohl absichtlich unbestimmte Ausdrucksweise im Wege. Die Chaldäer 1_6 sind als die «Kittim» gedeutet, die Bewohner von Zypern und dann überhaupt die Griechen. Das läßt an die Seleuziden denken; die «Kriegsrolle» unterscheidet Kittim von Assur und von Aegypten: Seleuziden und Ptolemäer? Aber wenn es von ihnen heißt, daß sie übers Meer kommen und ihre Feldzeichen verehren, führt das auf die Römer. So deutet namentlich Dupont-Sommer, der noch andere Anspielungen auf sie und den römischen Bürgerkrieg zwischen 63 und 40 v. Chr. findet. Andere gehen etwas höher, in die Zeit des Hasmonäers

Alexander Jannäus (103—76), oder in die Kaiserzeit hinab. Schwer faßbar sind auch die vorausgesetzten inneren Gegensätze: wer ist der «Lehrer der Gerechtigkeit», von dessen Tod die Rede zu sein scheint, und wer sein — oder seine? — Gegner, der «gottlose Priester» und der «Lügenprophet»? Neuerdings hat man aber auch an eine judenchristliche Sekte gedacht, die Ebjoniten; hinter dem «Lehrer der Gerechtigkeit» stünde dann Jesus, und sein Gegner wäre Paulus.

Von all den Problemen, die der Fund stellt, sei nur eines, das textkritische, berührt, das Verhältnis der Bibelhandschriften, vor allem also des JesA, zum überlieferten masoretischen Text (MT). Wenn in den Zeitungen öfter zu lesen war, derselbe sei dadurch wunderbar bestätigt, so ist daran nur soviel richtig, daß jene textlich nicht so stark abweichen, wie man von der Septuaginta her hätte vermuten können. Immerhin weist auch der ganze JesA schätzungsweise über 3500 orthographische und 1500 Sinnvarianten auf. Die meisten sind deutlich minderwertig. Aber manche von ihnen verdienen doch ernsthafte Beachtung, treffen auch mit Varianten der alten Versionen und mit reinen Konjekturen zusammen. Es handelt sich auch nicht um eine Vorstufe des MT, sondern um eine eigene Rezension, wobei bald sie und bald der MT den Vorzug verdient. All das Gerede von einer «Bestätigung» des MT, die bei allem, was wir von seiner Beschaffenheit wissen — man denke nur an den Apparat der «Biblia Hebraica»! — in solch massiver Weise ja überhaupt nicht in Frage kommt, trübt nur den Blick dafür, was der Fund für das Verständnis einzelner Stellen wie für die Aufhellung der Textgeschichte im ganzen (s. Kahle) bedeutet. Auch daß JesA Deutero- und Tritojesaja mit umfaßt, kann nicht ein Argument für die «Echtheit» des ganzen Jesaja abgeben, sondern besagt nur, daß damals bereits das Ganze im wesentlichen in der jetzigen Gestalt vorlag. Die Entstehung des Buches liegt noch weiter zurück und wird durch den Fund in keiner Weise erhellt.

Daß man damit eine solche jüdische Sekte jener Zeit kennenlernt, ist nicht nur für die Geschichte des Judentums von großer Bedeutung, sondern auch für die neutestamentliche Forschung. Es handelt sich dabei nicht bloß um Berührung in einzelnen Stellen, sondern um denselben kosmischen Dualismus, das Wissen um Geheimnisse und Offenbarung usw. wie im johanneischen Schrifttum, um eine Sektenfrömmigkeit gnostischer Struktur, wenn auch ohne den gnostischen Mythus. Und das ist bedeutsam genug, auch wenn die viel weitergehende These von Dupont-Sommer, der in diesem jüdischen «neuen Bund» den Vorläufer des Christentums und im «Lehrer der Gerechtigkeit» eine Vorausnahme von Jesu Person und Werk sieht, sich in dieser Weise kaum bewahrheiten dürfte. — Daß aber erst ungefähr die Hälfte aller Texte zugänglich ist und daß auch das Verständnis der veröffentlichten noch sehr in den Anfängen steht, muß hier wie sonst zur Vorsicht und Zurückhaltung mahnen.

Basel. *Walter Baumgartner.*

Alttestamentliche Wortforschung.

Zur Formerklärung von rēschīt Anfang.

Im letzten Heft dieser Zeitschrift (ThZ 1951 S. 317 f.) versucht *Ludwig Koehler* die Vokalisation von hebräisch *rēschīt* Anfang durch eine euphonische Veränderung der Vokalfolge zu erklären, indem er aus einem nicht nachweisbaren, jedoch vermuteten *rōschīt* (von *rōsch* Kopf) *rēschīt* werden läßt. Er führt ein paar interessante Beispiele an, bei denen die Annahme wirklich naheliegt, daß zur Vermeidung der «Aufeinanderfolge zweier gleicher oder doch nahverwandter Vokale» einer der Vokale «durch einen andern ganz heterogenen Vokal ersetzt wird». Am eindrücklichsten wird das sichtbar im Namen Jesus, hebräisch *Jēschū'*, welche Form nur von *Jōschū'* her (= Josua) zu verstehen ist (wie denn auch Josua in der Septuaginta und Hebr. 4, 8 Ἰησοῦς heißt). Nun aber entgeht dem Verfasser, daß für eine Umwandlung von *rōschīt* in *rēschīt* gar nie ein Anlaß bestehen konnte, weil ja die Vokale o-i an sich schon «heterogen» genug sind und sich deshalb keineswegs stoßen, vgl. das gleich vokalisierte und gleich endende *bōrīt* Laugensalz. Es weist denn auch keiner der von Koehler belegten Fälle die für die Erklärung von *rēschīt* aus *rōschīt* unbedingt nötige Veränderung der Vokalfolge o-i in e-i auf. Die Erklärung für die Form *rēschīt* liegt ganz anderswo.

Im Hebräischen sind uns acht Substantive von der Form qeṭēl erhalten: *be'ēr* Brunnen, *ze'ēb* Wolf, *ke'ēb* Schmerz, *pe'ēr* Turban, *re'ēm* Wildochse, *sche'ēr* Fleisch (viande), *se'ēt* (von nasa') Erhebung und endlich die Femininform *sche'ērīt* Rest.

Nun ist zu beachten, daß diese Vokalisation hebräischer Nomina im Status absolutus, soweit ich sehe, einzig und allein bei Wortstämmen mit einem mittleren Aleph vorkommt (so sämtliche angeführte Beispiele), während im Aramäischen der Kreis dieser Bildung weiter gezogen ist. Aleph ist im Hebräischen der weichste, unkräftigste und daher widerstandsschwächste Laut. Die Fälle sind nicht selten, wo er im Sprachbewußtsein, in der Aussprache verschwunden und nur noch in der Schrift erhalten geblieben ist. Während Aleph zwischen zwei langen Vokalen noch einen verhältnismäßig leichten Stand hat, weil es in solcher Stellung als deutlicher Hiatus wirksam wird, ist es schon eher gefährdet, wenn vor ihm kein Vokal mehr, sondern nur noch ein farbloser Vokalanschlag, das Schwa, sich findet. Da kann es geschehen, daß dieses Schwa samt dem folgenden Aleph im langen Nachvokal einfach untergeht. Sprechende Beispiele dafür zeigt uns nun tatsächlich der überlieferte hebräische Text des Alten Testaments:

Neben *re'ēm* steht *rēm,* neben *sche'ērīt schērīt* neben *se'ēt sēt;* ja, dieses letztere, das eigentlich ein nominal gebildeter Infinitiv ist, kennt in bestimmter, präpositionaler Verbindung überhaupt nur noch die verschlungene, kontrahierte Form *sēt.*

Was liegt da näher — die Beispiele könnten noch vermehrt werden — als die Annahme, daß auch *rēschīt,* das abgesehen von einer einzigen Ausnahme stets mit Aleph geschrieben wird, einfach aus *re'ēschīt* zusammengezogen wurde? Besonders erhellend dafür ist die genaue Analogiebildung

sche'ērīt, die auch mit *schērīt* wechselt. Was hier Ausnahme blieb, hat sich bei *rēschīt* siegreich durchgesetzt: die Form *re'ēschīt* ist untergegangen, sie kann im Hebräischen literarisch nicht mehr belegt werden. Wahrscheinlich hat *rēschīt* die unkontrahierte Grundform völlig verdrängt infolge der außerordentlichen Geläufigkeit und Häufigkeit, die diesem Begriff und Wort eignet und die es mit seinem Beziehungswort *rōsch* Kopf teilt, bei dem ja ebenfalls eine frühere Form, in der Aleph noch als hörbarer Konsonant lebte, abgeschliffen wurde. Für die Lebendigkeit des Aleph in dieser Wortwurzel *r'sch* besitzen wir übrigens noch ein lehrreiches Zeugnis in der Vokabel *mar'aschōt* = zu Häupten v. jem.

Endlich sei nicht verschwiegen, daß ja schon das Wort für Kopf (hebr. *rōsch*) in einer Reihe anderer semitischer Sprachen und Dialekte den Vokal ē aufweist — aramäisch lautet es *rēsch,* akkadisch *rēschu* (neben *rāschu*) —, was der Annahme auch nicht förderlich ist, hebräisch *rēschīt* müsse auf eine Form *rōschīt* zurückgehen. Sicher ist der ē-Vokal darin nicht sekundär-dissimilatorisch, sondern gerade so alt und so entstanden wie in den oben erwähnten acht andern Wörtern mit mittlerem Aleph. Der Altmeister Nöldeke, der *re'ēschīt* als Grundform bezeichnete, hat richtig gesehen.

Winterthur. *Hans Bruppacher.*

Replik.

Weil ein hebräisches Wort *rēsch* Kopf weder belegt noch auch im geringsten zu vermuten ist, halte ich an der von mir gegebenen Ableitung von *rēschīt* fest.

Zürich. *Ludwig Koehler.*

Zwingliforschung.

«Der fyrtäglich predicant in Caesarea».

In dem Werk «Vber D. Martin Luters Buch, Bekentnuß genannt, zwo antwurten Joannis Ecolampadii vnd Huldrychen Zuinglis» schreibt Zwingli im Erstdruck von 1528 auf S. VIIv und VIIIr (nicht ganz genauer Nachdruck in der Zwingliausgabe von Schuler und Schultheß II, 2, 1832, S. 104): «Jetz ist kein wunder me, das der fyrtäglich predicant in Caesarea, der den silbrinen dolchen uff dem hindren gebunden treyt, sagt, er sye nun durch Luters bůch gantz bericht, das da fleysch und blůt sin můß, oder aber wir sygind Nestorianer.»

Im heutigen Deutsch: «Jetzt ist es kein Wunder mehr, daß der feiertäglich aufgeputzte Prädikant in Caesarea, der den silbernen Dolch auf dem Hintern gebunden trägt, sagt, er sei nun durch Luthers Buch ganz unterrichtet, daß Fleisch und Blut da (im Abendmahl) sein müßten, oder aber wir seien Nestorianer.»

Wer ist der «fyrtäglich predicant»? Viererlei wissen wir von ihm: Er wirkt in «Caesarea», trägt einen silbernen Dolch, huldigt der Abendmahlslehre Luthers und bezichtigt die Zwinglianer des Nestorianismus. Von den beiden letzten Zügen läßt sich nachweisen, daß sie auf den evangelischen Pfarrer *Benedikt Burgauer* zutreffen (siehe über ihn Kritische Zwingliausgabe Bd. VIII, 1914, S. 343 Anm. 1). Auf der Berner Disputation

(Januar 1528) bekannte er sich zur Abendmahlsanschauung Luthers und bezeichnete die Christologie Zwinglis als nestorianisch (siehe Burgauers Voten in der Krit. Zwingliausgabe Bd. VI, Lieferung 109—111, 1939, S. 299 f., bes. 324 und 366). Zwingli, der der Disputation anwohnte, war ihm sofort scharf entgegengetreten. Nach der Rückkehr von Bern begann Zwingli mit der Niederschrift seiner «Antwort auf Luthers Buch, Bekenntnis genannt», in der der Zusammenprall mit Burgauer in den spöttischen Worten, die wir oben zitiert haben, nachklingt.

Offenbar trug Burgauer auf der Berner Disputation einen silbernen Dolch, was das Mißfallen Zwinglis erregte. Es muß sich dabei, laut freundlicher Mitteilung des — inzwischen verstorbenen — Konservators der Waffensammlung des Landesmuseums in Zürich, Dr. E. A. Geßler, um den sog. Schweizerdolch handeln. Dieser war das Abzeichen des Offiziers und des vornehmen Bürgers. Man trug ihn am Gürtel auf der rechten Seite, doch finden wir schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Belege, die eine Tragart auf dem Rücken, beim kurzen Wams über dem Hintern, zeigen. (Abbildungen solcher Dolche bei E. A. Geßler: Führer durch die Waffensammlung des Schweizerischen Landesmuseums, 1928, Tafeln 9 und 10.) Daß damals im Kanton Zürich das Tragen eines silbernen Dolches durch einen Pfarrer Anstoß erregte, ersehen wir aus den Akten der Zürcher Synode vom April 1528 (E. Egli: Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation, 1879, S. 604 und 609).

Burgauer war, als Zwingli die obige Stelle niederschrieb, Pfarrer an St. Johann in Schaffhausen. Unter Caesarea ist also Schaffhausen zu verstehen. Wollte Zwingli mit diesem Decknamen andeuten, daß Schaffhausen noch bis vor kurzem (bis 1501) deutsche Reichsstadt (Kaiserstadt = Caesarea) gewesen war?

Wenn Zwingli seinen Angriff gegen Benedikt Burgauer in verhüllter Form führt, so sicher deshalb, weil er die Kirche Schaffhausens nicht öffentlich bloßstellen will.

(Weitere Beiträge folgen.)

Zürich. *Fritz Blanke.*

Notizen und Glossen.

Zeitschriftenschau. Schweiz. Theol. Umschau 1951/4: Martin Luthers Bedeutung für das evangelische Wirtschaftsethos (G. Wünsch); Zusammenarbeit der kirchlichen Richtungen (W. Bremi). **Kirchenbl. f. d. ref. Schweiz** 1951/14: Der kollektive Massenmensch vor dem Evangelium (W. Pommer); 15: Die Staatsideologie Ludwigs XIV. u. die Protestanten Frankreichs (J. Chambon); Evangelisation u. Probeband (G. Siegenthaler); Unsere Stellung zur Kirche in Ungarn (G. Wieser); 16: Die Staatsideologie Ludwigs XIV. u. die Protestanten Frankreichs, Schluß (J. Chambon); Indien u. der Kommunismus (J. C. Bennet); 17: Macht die Macht böse?, Referat am Berliner Kirchentag 1951 (H. Vogel); Lagerromantik — Gemeindebau (W. Mannweiler); 18: Oekumenische Ganzheit der Gemeinde (W. Tanner); Zur Geschichte des eidgenössischen Bettages (R.